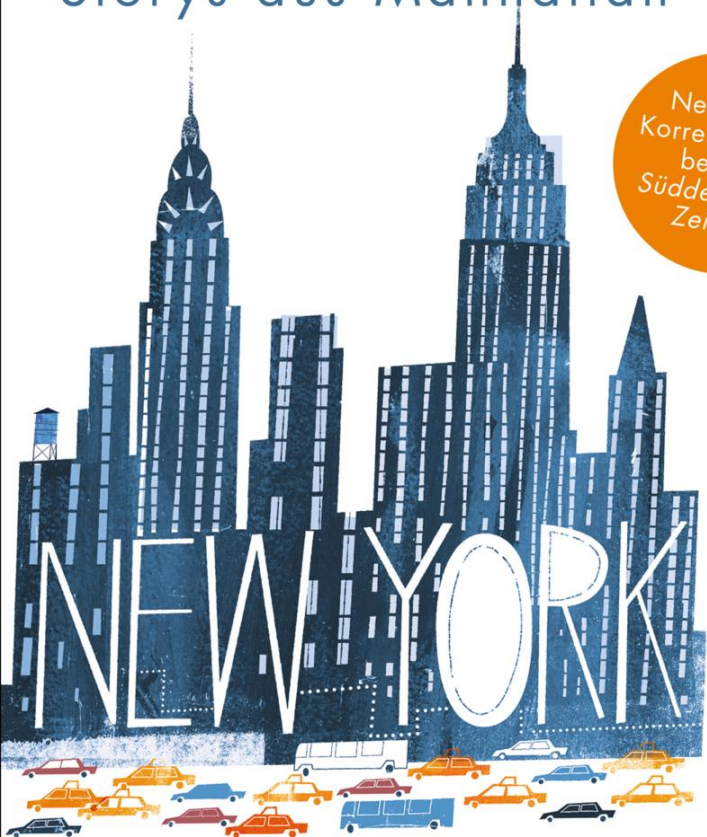


Christian Zäschke

HELL'S KITCHEN

Storys aus Manhattan

New-York-
Korrespondent
bei der
Süddeutschen
Zeitung



ullstein

Einundzwanzigmal ist SZ-Korrespondent Christian Zschke in seinem Leben umgezogen, doch so wohl wie in Hell's Kitchen, einst einer der berühmtesten Stadtteile New Yorks, hat er sich noch nirgends gefühlt. Das liegt nicht nur daran, dass Zschke hier eine bescheidene Bleibe in einem ehemaligen Schwesternwohnheim gefunden hat, in der sein auffallend schwarzes Bürotelefon bisweilen klingelt und Freund V., der Fremdenführer, dran ist und Ausflüge nicht vorschlägt, sondern befiehlt. Es liegt auch daran, dass hier Menschen leben wie Tracy Westmoreland, ein Nachbar mit der Statur eines Grizzlys, der ihm ebenso zuverlässig wie donnernd »Hals- und Beinbruch« wünscht und das jedes Mal unbedingt wörtlich meint. Oder Robert mit den Zitterhänden, der traurige Friseur, der jeden Haarschopf (und nicht selten Zschkes) in eine abstrakte Skulptur verwandelt. Hell's Kitchen ist ein magischer Ort voller magischer Menschen. Die Art und Weise, auf die Christian Zschke davon erzählt, bringt Witz und Wärme in die Welt.

»Zschkes Kolumnen *Hell's Kitchen* gehören zu den schönsten Texten, die in deutscher Sprache über die Stadt New York zu lesen sind.«

ANDREAS BERNARD

»Christian Zschke besitzt die Fähigkeit mit wenigen liebevollen Strichen eine ganze Stadt zu zeichnen, und sollte es in den melancholischen Straßen dann regnen, lässt er am Ende immer nochmal die Sonne aufgehen.«

SIMONE BUCHHOLZ

»Seit ich einige Abende auf Christian Zschkes Balkon in Hell's Kitchen verbracht habe, weiß ich, dass er einen besonderen Blick auf diese Stadt hat. An einem Ort, an dem jeder nur das Bombastische sieht, erkennt Zschke die Zärtlichkeit im Kleinen.«

PHILIPP OEHMKE

CHRISTIAN ZASCHKE, Jahrgang 1971, ist seit vielen Jahren New-York-Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung*. Davor berichtete er über London für die Zeitung und verfasste mehrere SPIEGEL-Bestseller, u. a. *Ein Mann, ein Buch* und *Fußball unser*.

Christian Zäschke

HELL'S KITCHEN

Storys aus Manhattan

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Der Abdruck der Kolumnen erfolgt mit freundlicher Genehmigung des
Süddeutschen Verlages.



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage September 2022

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München.

Titelabbildung: © Jamey Christoph

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Scala OT

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-548-06719-3

VORWORT

Ich muss etwas gestehen: Lange hielt ich es mit meinem Londoner Freund G., der einmal, während wir im Wolseley in Mayfair ein frühes Dinner einnahmen, so gegen 17.00 Uhr, leicht despektierlich sagte: »Warum soll ich mich acht Stunden lang in ein Flugzeug setzen, um von einer englischsprachigen Stadt mit 8,5 Millionen Einwohnern in eine andere englischsprachige Stadt mit 8,5 Millionen Einwohnern zu fliegen?« Zumal, wie er ausführte, die in der anderen Stadt auch noch amerikanisches Englisch sprächen. G. war noch niemals in New York.

Das Wolseley ist ein aufgedonnerter Angeberladen. Bitte nicht falsch verstehen, es ist unfassbar toll, es ist unfassbar britisch, und man kann da wunderbar sitzen und essen und sein. Aber wir kommen vom Thema ab, und, wie Sie auf den folgenden Seiten bemerken werden: Das kommen wir eigentlich immer.

Einmal trug es sich zu, dass ich auf einer Dinnerparty im Londoner Stadtteil St. John's Wood saß. Neben mir kam eine wunderbare New Yorkerin namens Susi K. zu sitzen, die in Film machte und mich mit leichtem Amüsement betrachtete, als ich erzählte, dass ich ihre Heimatstadt noch nie besucht hatte. »Na dann«, sagte sie, und es sah alles danach aus, dass das Gespräch damit beendet sei, zumal die mir gegenüber-sitzende Frau über den Tisch rief: »Sie sehen auf verstörende Weise so aus wie mein ehemaliger Ehemann.«

»Ah«, sagte ich, »das tut mir leid.«

»Ach«, sagte sie, »scheiß drauf.«

Die Frau war Französin.

Sie erwies sich als wahnsinnig nett, und ihr früherer Ehemann, sagte sie, heiße Jean D. und sei ein berühmter und unverschämt gut aussehender Kerl. Ich mochte sie, man konnte heiter mit ihr plaudern, man konnte Witze über ihren Ex-Mann machen. Dann hatte ich Glück und kam erneut neben der wunderbaren Susi K. zu sitzen.

Sie fragte: »Hast du gerade die schöne Französin angeflirtet?«

Ich sagte: »Absolut nein.«

Sie sagte: »Mach, was du willst. Aber solltest du nicht dringend mal nach New York? Ich glaube, das ist exakt, was du jetzt tun musst.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Okay«, sagte Susi, »ich bin noch zehn Tage in Europa. Du kannst bis dahin meine New Yorker Wohnung haben. Mulberry Street. Downtown. Fünfter Stock. Kein Aufzug. Wenn ich zurückkomme, bist du raus.«

Ich schenkte ein wenig Weißwein für uns beide nach. Die Französin stand draußen auf der Terrasse und rauchte. Ich sehe kein bisschen aus wie ihr Ex-Mann. Ach was. Nein.

Susi fragte: »Christian?«

Ich sagte: »Ok.«

Am nächsten Tag buchte ich London nach New York, acht Stunden Flug, von einer 8,5-Millionen-Stadt in eine andere, mein erster Besuch. Der Rest ist diese Geschichte.

New York City, im Spätsommer 2022

RUDY'S

Viele Jahre hatte ich einigermaßen glücklich in London gelebt und im Wesentlichen über Pubs und Politik und dann über Bars und Brexit geschrieben, als eines Tages das Telefon klingelte. Die Zentralredaktion in München war dran und beschied, dass ich bitte meine Sachen packen solle, um nach New York zu ziehen. Da ich seit jeher ein in vielerlei Hinsicht mustergültiger Angestellter bin, packte ich meine Sachen und nahm mehr oder weniger am nächsten Tag das Schiff von Southampton nach New York.

Dort angekommen, mietete ich mich in einem ehemaligen Schwesternwohnheim im Stadtteil Hell's Kitchen ein. Hell's Kitchen liegt in Manhattan, links in der Mitte. Früher hat hier die irische Mafia regiert, heute regiert hier niemand mehr. Außer vielleicht Tracy Westmoreland, der sowohl seinen mächtigen Bart als auch den selbstverliehenen Titel »inoffizieller Botschafter von Hell's Kitchen« mit Stolz trägt und früher gern mit dem ehemaligen Koch Anthony Bourdain trank, der wiederum das exzellente Buch *Geständnisse eines Küchenchefs* geschrieben hat. Bourdain ist leider tot. Tracy Westmoreland hingegen lebt, und zwar im selben Apartmentblock wie ich.

Westmoreland hat 1996 die legendäre Bar Siberia in der U-Bahn-Station an der Kreuzung von 50th Street und Broadway eröffnet. Manche New Yorker bekommen heute noch feuchte Augen, wenn sie sich an die Siberia erinnern. Es war

eine der schrottigsten Bars in ganz New York, in der die Gäste bis in die frühen Morgenstunden Schnaps tranken und sich schlecht benahmen. Bourdain hat den Ort einmal als Himmel bezeichnet. 2001 musste die Bar schließen. Sie machte dann ein paar Blocks weiter noch einmal auf, aber 2007 war endgültig Schluss. Seither arbeitet Westmoreland an einem Buch über den Laden, das vermutlich niemals fertig wird.

Außerdem arbeitet er als Türsteher im Rudy's, einer der schrottigsten Bars in ganz New York, in der die Gäste bis in die frühen Morgenstunden Schnaps trinken und sich schlecht benehmen. Westmoreland, ein Mann von der Statur eines ausgewachsenen Grizzlys, hat sehr freundlich gesagt, er werde mir die Beine brechen, falls ich jemals in die Zeitung schreibe, wo genau sich diese Bar befinde. Das werde ich natürlich niemals tun.

Jedenfalls war ich mit dem Schiff nach Amerika gereist, ich hatte die Wohnung gefunden und das Rudy's entdeckt (oder umgekehrt) und mich auch sonst nach einem Jahr allmählich eingelebt, als wieder das Telefon klingelte. Die Redaktion in München war dran. »Wir machen eine neue Kolumne aus New York«, tönte es aus dem Hörer, »und du schreibst sie. Einzige Vorgabe: Schreib bitte nicht wieder so viel über Bars.« Da ich seit jeher ein in vielerlei Hinsicht mustergültiger Angestellter bin, beschloss ich, diese Vorgabe gleich in der ersten Folge zu ignorieren.

NACH NANTUCKET

Von Hell's Kitchen, das in Manhattan links in der Mitte liegt, nach Nantucket, das in Massachusetts rechts oben vor der Küste im Atlantik liegt, kommt man so: Man steigt an der 50th Street in die U-Bahn-Station hinab und setzt sich in den E-Train. In diesem schaukelt man in einer guten halben Stunde zum Sutphin Boulevard, wo man in den Airtrain umsteigt, der an den Terminal am Flughafen JFK fährt. Das kostet 7,75 Dollar, also ungefähr so viel wie zwei Bier im Rudy's, einer exzellenten Schrottbar in Hell's Kitchen, von der aus verschiedenen Gründen nicht verraten werden kann, wo sie genau liegt.

Am Flughafen sucht man rund 20 Minuten den Terminal ab, bis man den bestens versteckten Schalter von Cape Air gefunden hat, an dem zwei freundliche Damen auf die Heerscharen von Passagieren warten, die Anfang Januar dringend nach Nantucket müssen.

Am Vortag der Reise war ich zum Mittagessen mit dem Kollegen O. im Restaurant Augustine in Downtown, das so aussieht, wie ein New Yorker Gastronom sich eine französische Brasserie vorstellt (also kein bisschen wie eine französische Brasserie). Man isst dort entweder Steak frites oder Moules frites. Beides absolut wunderbar. Ich aber hatte aus einer seltsamen Laune heraus das gegrillte Knochenmark bestellt. Das gegrillte Knochenmark schmeckte sehr knochenmarkig und hatte einen Nachgeschmack, der mich ta-

gelang begleitete. »Machst du eigentlich immer noch dein Abnehmprogramm?«, fragte O., der ausnahmsweise einen leichten Salat aß. »Klar«, sagte ich, »allerdings nehme ich trotzdem weiter zu.« O. blickte auf die schwarz gebrannten, unterarmgroßen Knochen auf meinem Teller und nickte.

Am Schalter von Cape Air informierten mich die beiden freundlichen Damen darüber, dass die Reise nach Nantucket in einer achtsitzigen Cessna vonstattengehen werde. Da komme es auf jedes Pfund an, weshalb sie bitte meine Tasche wiegen wollten. Sie wogen meine Tasche.

Dann fragte eine der Damen beiläufig, wie viel ich wöge. Ich lächelte. »Im Ernst, wie viel wiegen Sie?«, fragte sie. »Das verrate ich Ihnen nicht«, sagte ich freundlich. Die Damen schauten auf meine massige Gestalt und nickten.

»Leider«, sagte eine von ihnen, »können Sie nicht mitfliegen, wenn wir Ihr Gewicht nicht kennen. Der Pilot muss exakt wissen, wie schwer die Maschine ist.« Ich seufzte und verriet mein Gewicht, fast wahrheitsgemäß, ich zog nur ein paar Kilo ab. »Wie viel ist das in Pfund?«, fragten die Damen. Zu meinem Telefon sagte ich: »Siri, wie viel ist das in Pfund?« Ich bilde mir ein, dass die Damen, als Siri mein Gewicht in Pfund angab, vor Schreck erbleichten.

Dass es der Pilotin später trotzdem gelang, die Cessna in den Himmel über New York zu wuchten, lag allein daran, dass ich im Augustine tags zuvor entgegen meiner Gewohnheit auf die Crème brûlée verzichtet hatte.

LEDER UND GELD

In dieser Woche habe ich, mehr oder weniger, mein komplettes Jahresgehalt an die amerikanischen Steuerbehörden überwiesen, was mich an den Tag denken ließ, an dem ich beschlossen hatte, den großen Steuerberaterroman zu verfassen und steinreich zu werden. Das wiederum hat viel damit zu tun, dass mein Vorgänger in New York gesagt hatte: »Das Erste, was du nach deinem Umzug bitte machst: Du gehst zu einem Steuerberater namens Braxton Moncure. Seine Kanzlei liegt in Alexandria, nicht weit von Washington.« Also zog ich um und fuhr als Erstes nach Alexandria zu Braxton Moncure.

Bevor ich nach New York zog, hatte ich in London gelebt, wo mein Steuerberater Jeffrey Altman hieß. Ich hatte ihn angerufen, und er sagte, wir könnten uns in der Nähe meiner Wohnung treffen, bei der es sich, dies sehr nebenbei, um ein zugiges Schmuckstück handelte, dessen Schlafzimmerfenster von einem unentfernbar Vogelscheißfleck verziert wurde. Ich erwartete ihn weisungsgemäß an der U-Bahn-Station Belsize Park, von wo er mich zu einem Starbucks lotste. Obwohl es Dezember war, bestand er darauf, draußen zu sitzen.

Jeffrey trug zur Jeans eine knarzende Lederjacke, er warf einen gelangweilten Blick auf meine Unterlagen und sagte, das kriegten wir schon hin. Außerdem sagte er, dass dies unser einziges Treffen bleiben werde. Den Rest würden wir

in den kommenden Jahren per Post und am Telefon erledigen.

Wenn John Grisham nicht fortwährend den großen Anwaltsroman schriebe, sondern sich mal der Steuerberater annähme, dachte ich damals, müsste Jeffrey immer die Hauptfigur sein. Außerdem dachte ich: Da John Grisham den großen Steuerberaterroman derzeit offenbar nicht schreibt, könnte ich das doch vielleicht übernehmen. Es blieb bei dem Gedanken.

Als ich viele Jahre später Braxton Moncure, der tatsächlich so heißt und auch so aussieht, in seiner Kanzlei gegenüber saß, die nach Leder und Geld roch, verstand ich, dass in meiner Steuerberaterroman-Fantasie immer ein Detail gefehlt hatte. Braxton spricht mit einem vornehmen, fast englisch klingenden Akzent. Meine Unterlagen drückte er einem Gehilfen in die Hand und ließ sich dann ein wenig von Großbritannien erzählen. Ob ich vielleicht Zeit hätte, abends mit auf einen Empfang im Weißen Haus zu kommen? Er sei da eingeladen.

Ich sah es genau vor mir: In meinem Steuerberaterroman würden Jeffrey Altman und Braxton Moncure zusammenarbeiten, und Jeffrey wäre für Braxton das, was der Privatdetektiv Matula für den jeweiligen Anwalt in der legendären Serie »Ein Fall für zwei« war. Ich sah riesige Auflagen, ich sah einen Hollywood-Film (oder immerhin eine ZDF-Serie), ich sah das große Geld.

Zugegeben, mein Konto ist seit dieser Woche leerer denn je, und ich habe noch immer keine einzige Zeile des großen Steuerberaterromans verfasst. Aber ein Anfang ist hiermit gemacht.

TRAURIGE MÄNNER, SCHÖNE FRAUEN

Eine der ewigen Fragen, die im Rudy's von den Stammtrinkern immer wieder diskutiert wird, ist die, ob Demi Moore damals wirklich auf dem Tresen getanzt hat. Manche sagen, sie hätten es noch genau vor Augen. Andere sagen, Demi Moore habe ein paar Drinks gekippt und angenehm dummes Zeug geredet, aber nicht auf dem Tresen getanzt. Wieder andere vertreten die Ansicht, Demi Moore habe den Laden nie betreten, und wenn das doch passiert wäre, hätte sie auf dem Absatz kehrngemacht, weil das Rudy's nicht die Art von Bar sei, in die Hollywood-Stars auf einen Drink gingen.

Dass ich diese Bar gefunden habe, liegt nicht daran, dass Tracy Westmoreland, der bei mir im Haus wohnt (er würde sagen, dass ich bei ihm im Haus wohne), dort abends einen furchterregenden Türsteher gibt und, wenn er schlechte Laune hat, auch mich nach einem Altersnachweis fragt, obwohl ich einen Bart trage, in dem die grauen Haare nur noch knapp in der Minderheit sind. »Tracy«, sage ich in solchen Fällen, »ich wohne bei dir im Haus.« Er richtet sich dann auf wie ein Bär, der Gefahr für die Familie wittert, und brummt: »Altersnachweis.«

Ich hatte das Rudy's gefunden, weil ich nach meiner Ankunft in New York bei meinem Freund V. durchgeklingelt

hatte, der hier seit 24 Jahren als Fremdenführer arbeitet. Wie es mit einer Willkommenstour nur für mich stünde? »Vergiss es«, knurrte er, »aber ich zeige dir was.« V. wohnt in Staten Island. Das »Staten« spricht man übrigens nicht »Stäyten« aus, sondern »Stätten«, mit scharfem S. Das komme aus der Zeit, als die Niederländer die Insel im 17. Jahrhundert besiedelten, sagt V. Er weiß alles über diese Stadt, und ich sage wirklich nicht, dass das ein Problem wäre, aber er weiß, dass er alles über diese Stadt weiß.

V. gab mir eine Adresse. »Da treffen wir uns«, beschied er, »19 Uhr. Musst nicht pünktlich sein.« Als ich das Rudy's um 18.55 Uhr betrat, erfuhr ich, dass man zu jedem Getränk, wenn man denn will, einen Hotdog umsonst dazubekommt, weshalb der Tresen natürlich von traurigen Männern und schönen Frauen bevölkert war.

Im letzten Juni war die Schauspielerin Cynthia Nixon im Rudy's. Sie hat einst in der Serie »Sex and the City« mitgespielt und machte jetzt Wahlkampf, weil sie Gouverneurin von New York werden wollte. Das wurde nichts, aber bei jenem Besuch plauderte sie kurz mit Tracy, der sie ohne Altersnachweis reingelassen hatte. Sie schaute auf die traurigen Männer und die schönen Frauen am Tresen, sie sprach ein paar Sätze, dann ging sie wieder. Seither ist eine der ewigen Fragen, die im Rudy's von den Stammtrinkern diskutiert wird, ob Cynthia Nixon damals wirklich auf dem Tresen getanzt hat.

HERZ AUSGEDEHNT, GEMÜT ERHEITERT

Immer wenn ich ausnahmsweise ein wenig melancholisch gestimmt bin oder, wie Herman Melville sagen würde, ein nieseler November in die Seele einzieht, verlasse ich Hell's Kitchen, wo ich in einem ehemaligen Schwesternwohnheim im 17. Stock eine bescheidene Bleibe gefunden habe, und fahre runter an die Südspitze Manhattans. Dort schaue ich auf den Hudson River und hinüber zur Freiheitsstatue. Das funktioniert immer.

Es ist ein Blick, der das Herz ausdehnt und das Gemüt erheitert, und wenn man sich schon mal in der Gegend befindet, empfiehlt es sich, im Pier A Harbor House ein Dutzend Austern zu essen und diese, falls die Tageszeit es schon erlaubt, mit einem Guinness herunterzuspülen.

Mein Freund V., der Fremdenführer, trinkt recht gern Guinness, allerdings nie im Pier A, weil ein Pint da acht Dollar kostet. Wenn er sich schon mal in der Gegend befindet, was jeden Tag der Fall ist, weil er auf Staten Island wohnt und die Fähre in der Nähe ablegt, verfügt er sich in die White Horse Tavern, wo ein gutes Bier für fünf Dollar zu haben ist und ein Budweiser für drei. Ganz gleich, wo er vorher war: Allabendlich wappnet er sich für die Heimreise auf dem Boot in der White Horse Tavern, und da er das seit zwei Dekaden so hält, kennt man ihn dort.

Einer uralten Weisheit zufolge reist Guinness nicht gut, was bedeuten soll, dass es in Irland besser schmeckt als irgendwo sonst. In der White Horse Tavern zapfen sie dennoch ein gutes Guinness, was vermutlich daran liegt, dass die Belegschaft ausschließlich aus Iren besteht.

In jüngeren Jahren habe ich in Irland, genauer gesagt: in Belfast, in Nordirland, als einziger Ausländer in einer sehr guten Fußballmannschaft gespielt, die fortwährend gegen andere sehr gute Fußballmannschaften spielte. Ich war dabei stets überfordert, und obwohl ich ein Innenverteidiger mit bescheidensten Mitteln war, gab es damals bei den üblichen Preisverleihungen auf der Feier zum Saisonabschluss unserer Mannschaft eine neue Kategorie. Sie lautete: »Bester ausländischer Spieler des Jahres«. Die Iren sind halt einfach die freundlichsten Menschen der Welt.

Wenn in der White Horse Tavern Stammgast Danny nicht da ist, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, sämtlichen Anwesenden wieder und wieder und dann noch einmal zu erklären, dass der Bassist John Paul Jones das wahre Genie bei *Led Zeppelin* war, erzählen sie am Tresen gern die Geschichte von John, einem Anwalt, den sie hier »Jewish John« nennen.

Eines Winterabends, an dem die Temperaturen draußen mal wieder in lebensfeindliche Bereiche gesunken waren, stürmte er in die Bar und rief: »Mann, ist das kalt. Ich brauch was Starkes. Gebt mir, gebt mir – ein Bud Light!« Sie gaben ihm, da die Tageszeit es schon erlaubte, ein Guinness.

WETTER

Dies ist mein zweiter Winter in New York. Ich glaubte daher zu wissen, was auf mich zukommt. In meinem ersten Winter in New York hatte ich mir nach wenigen Tagen Skiunterwäsche gekauft, obwohl ich nicht die Absicht habe, jemals Ski zu fahren. Mit Fortbewegungsmitteln ohne Bremse kann ich leider nicht so gut umgehen.

Ich weiß, dass Sie an dieser Stelle einwenden wollen, dass gleich das erste der Ungeschriebenen Gesetze für Kolumnen (UGfK) besagt, dass man auf keinen Fall übers Wetter schreiben darf. Ein im Grundsatz berechtigter Einwand, allerdings habe ich in Edinburgh und in Belfast studiert und später viele Jahre in London gelebt, was heißt, dass ich einen erheblichen Teil meines Erwachsenenlebens mit Gesprächen über verschiedene Formen von Niesel, ungewöhnlich milde Winter und »Hitzewellen« zugebracht habe, bei denen die 20-Grad-Marke »geknackt« wurde. Wer derart sozialisiert nicht hin und wieder übers Wetter schreibt, der macht sich nicht nur verdächtig, der macht sich lächerlich. Befindet man sich im Besitz einer solchen Ausnahmegenehmigung, sehen die UGfK lediglich vor, dass im Text exakt zweimal die Formulierung »seit Beginn der Aufzeichnungen« vorkommen muss.

In meinem ersten Frühling in New York regnete es ohne Unterlass. Das sei ungewöhnlich, sagten meine Freunde. Mein erster Sommer zeichnete sich durch eine stickige

Schwüle aus. So schlimm sei's sonst nicht, sagten meine Freunde. Wann immer ich meine bescheidene Bleibe in Hell's Kitchen verließ, die sich in einem ehemaligen Schwesternwohnheim befindet, war es, als drückte mir jemand ein nassheißes Handtuch ins Gesicht. Meine Klimaanlage besteht aus an die Innenwände geschraubten Kältemaschinen, die schon bei halber Kraft röhren wie ein Ford Mustang von 1970. Das bedeutet, dass man sich im Sommer aussuchen kann, ob man wegen des Lärms oder wegen der Hitze nicht schläft.

Im früheren Herbst kam der Regen zurück, es wurde klamm, aber von den drei Wochen, die ich im späteren Herbst urlaubend außer Landes verbrachte, erzählt man sich noch heute, so schön sei es in der Stadt lange nicht gewesen. Als ich aus dem Urlaub zurückkehrte, setzte umgehend ein strenger Winter ein, was unangenehm, aber zunächst nicht so schlimm war, da ich die Skiunterwäsche besaß.

In dieser Woche jagte das Thermometer ohne Umweg von minus 20 auf plus 16 Grad, und natürlich traute ich dem Braten nicht und trug sicherheitshalber weiterhin die Winterklamotten. Ich nehme einfach mal an, dass Sie noch nicht bei plus 16 Grad in Skiunterwäsche in der New Yorker U-Bahn unterwegs waren. Es wird Sie dennoch nicht überraschen, wenn ich sage, dass ich in meinem zweiten Winter in New York geschwitzt habe wie noch nie seit Beginn der Aufzeichnungen.

CRAZY HORSE

Seit Tagen läuft in meiner Wohnung Musik von Neil Young, was zumindest indirekt mit dem Ausblick vom Balkon zu tun hat. Obwohl ich mit meiner bescheidenen Bleibe im Grunde sehr zufrieden bin, hat sie ein paar Nachteile. Zum Beispiel läuft die Heizung nur in den Aggregatzuständen »Hochofen« und »Aus«. Selbst wenn es draußen minus 20 Grad hat, wird es in der Wohnung so heiß, dass ich fortwährend fürchte, die überall herumliegenden Zeitungen und Magazine könnten sich selbst entzünden.

Unser Hausmeister Giovanni Colon, dessen Name sich, je nachdem, wie man gerade auf ihn zu sprechen ist, mit Johannes Doppelpunkt oder Johannes Dickdarm übersetzen lässt, empfiehlt, entweder nicht zu heizen und was Warmes anzuziehen oder einfach die Balkontür aufzulassen, damit die Hitze entweichen kann. Für letztgenannte Strategie spricht, dass die Heizkosten in der Miete mit drin sind.

Von meinem Balkon hat man einen schönen Blick auf hohe Häuser, darunter ein fast fertiges, in dem ein Hedgefonds-Manager kürzlich ein Apartment für 238 Millionen Dollar erwarb. Nachdem ich in einer der überall herumliegenden Zeitungen von dem teuren Apartment gelesen hatte, dachte ich erstmals seit Jahrzehnten an meinen Jugendfreund M. Als ich ein Teenager war, hatte M. erklärt, dass er sich, sobald er 400000 Mark besitze, einen Ferrari kaufen

werde. »Was für ein Auto würdest du dir für 400000 Mark kaufen?«, fragte er. Ich antwortete, dass ich 400 gebrauchte Renault 4 kaufen würde, und zwar alle in Grün. Vielleicht wusste er mehr über das Leben als ich. Vielleicht auch nicht.

Jedenfalls erinnerte ich mich, nachdem mir die Renault-Sache eingefallen war, auch daran, wie M. seinerzeit erzählt hatte, dass in vielen Liedern von Neil Young ein Indianer namens Crazy Horse Gitarre spiele, der nicht mal Noten lesen könne. Ich war beeindruckt. Als wenig später mein Vater eine Platte von »Neil Young and Crazy Horse« auflegte, merkte ich beiläufig an, dass dieser Indianer ein wirklich guter Gitarrist sei. Mein Vater sah mich verständnislos an. »Na, Crazy Horse, der Indianer, der nicht mal Noten lesen kann«, sagte ich. Mein Vater grinste.

Nie werde ich den Tag vergessen, an dem ich Jahre später in einem der überall in unserer Wohnung herumliegenden Magazine zufällig las, dass *Crazy Horse* der Name der Band des wirklich guten Gitarristen Neil Young war. M. hatte den Indianer, der nicht mal Noten lesen konnte, schlicht erfunden.

Wenn ich in diesen Tagen aus meiner Renault-Wohnung durch die offene Balkontür auf die Ferrari-Wohnung blicke und dabei die alten Platten höre, spüre ich sie erneut, diese ewige Mischung aus Freude und Schmerz, die es bedeutet, hin und wieder aus der Seligkeit des Unwissens zu erwachen.

MÜNZEN

Dass das Essex World Cafe geschlossen hat, betrübt wohl niemanden in New York so sehr wie meinen Freund V., den Fremdenführer. Es lag direkt am World Trade Center, wo V. auf seinen Touren gern zur Mittagszeit ankommt. Dort erzählt er den Reisegruppen von den Anschlägen vom 11. September 2001. Er erzählt, wo er damals war, er erzählt von seinen Freunden und Nachbarn, er erzählt Geschichten aus dem Innersten der Stadt. Meist hören die Touristen eine Weile zu, aber sobald V. eine kurze Pause in seinen Ausführungen einlegt, erzählen sie umgehend uninteressante Geschichten darüber, was sie selbst am 11. September getan haben. V. hört sich das alles an, er ist ein geduldiger Mann, der seit mehr als 20 Jahren Besucher durch New York führt.

Wo die beiden Türme des alten World Trade Center standen, sind jetzt zwei schwarze Löcher. An den Wänden der Löcher läuft Wasser hinab. Es ist, wenn man das so sagen kann, ein gelungenes Denkmal. Als ich neulich mit V. auf dem Weg in die White Horse Tavern war, die sich, wenn man schnell geht, exakt elf Minuten vom World Trade Center entfernt befindet, machten wir einen Abstecher zum Denkmal. Wir stellten fest, dass die Touristen am ehemaligen Südturm neuerdings Münzen ins Wasser werfen, als sei das schwarze Loch der Trevi-Brunnen. V. blickte auf die Münzen. Er seufzte.

Ins Essex World Cafe brachten viele Fremdenführer ihre

Reisegruppen zum Mittagessen. V. sagt, eine beliebte Kombination unter Touristen sei Kuchen und Gyros gewesen. Er setzte seine Gruppen ins Café, er wartete, bis sie bestellt hatten, dann sagte er, dass er jetzt selber 60 Minuten Pause habe. Deshalb gehe er kurz in ein Etablissement, das lediglich elf Minuten entfernt sei. Diese 60 Minuten waren seine Oase. Im vergangenen Jahr hat das Essex World Cafe zuge macht, und einen in jeder Hinsicht so gut gelegenen Ort, um gesprächige Gruppen von Touristen zu parken, hat V. noch nicht wieder gefunden.

Als wir zum ersten Mal gemeinsam am World Trade Center waren, erzählte ich V., als er eine kurze Pause in seinen Ausführungen einlegte, dass ich am 11. September an einer Reportage über einen von Unkraut bewachsenen Sportplatz in München arbeitete, den niemand mehr benutzte. Diese Reportage ist, wenn man von Dan Browns Buch *Sakrileg* absieht, von dem ich einst in einer übermenschlichen Anstrengung fast 50 Seiten gelesen habe, weil es in einem dänischen Ferienhaus herumlag und ich meine mitgebrachten Bücher (und die meiner Frau) bereits durch hatte, das Langweiligste, das jemals geschrieben und gedruckt worden ist, und ich kann versichern, dass davon fast 20 Jahre später zu erzählen auch nicht spannend war. V. hörte sich das an, geduldig. Als ich fertig war, seufzte er und dirigierte mich schnellen Schrittes in ein lediglich elf Minuten entfernt liegendes Etablissement.